Namslauer Heimatruf

60. Jahrgang **Nr. 239** **Dezember 2018**

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e.V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ _____

(Ort und Datum) (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Bestellschein, Beitrittserklärung	01 – 02
Inhaltsverzeichnis	03 – 04
Weihnachtsgruß des Landrats	05 – 06
Glück im Jahresverlauf	07 – 08
Schlesische Weihnachtsgänse	09 – 11
S'Heimatstädtl	12 – 15
Die Flucht	15 – 32
Das polnische Bildungssystem im Kreis Namslau	33 – 34
7. Heimattreffen in Neustadt/Dosse	33 – 37
Das sechste Kulturfestival der deutschen Minderheit in Breslau	37 – 38
Kurzbesuch in Glausche	38 – 39
Katholische Pfarreien und Geistliche	39 – 40
Was ist die Liebe?	41 – 42

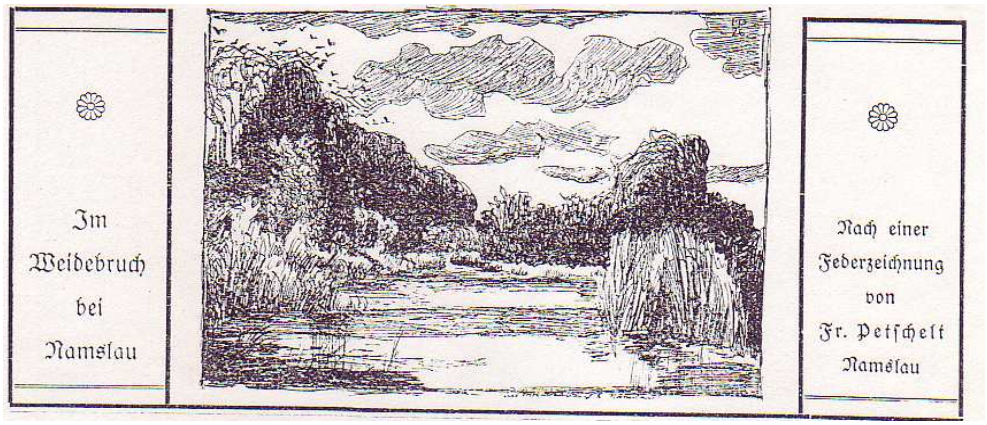
Mitgliedsbeitrag 2019 43

Familiennachrichten 44 – 56

Wir wünschen allen Landsleuten
eine gesegnete Weihnacht
und ein glückliches und gesundes Neues Jahr

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.

Hannelore Suntheim	Wolfgang Giernoth
1. Vorsitzende	Schriftführer



Grußwort

Liebe Namslauer Heimatfreunde,

und wieder neigt sich ein Jahr dem Ende zu, ein extrem sonniges Jahr, das uns wohl noch lange in Erinnerung bleiben wird. So sehr wir uns alle über das schöne Wetter gefreut haben, so sehr hat uns doch die extreme Trockenheit alarmiert – das Thema Klimawandel beherrschte die Schlagzeilen. Umso mehr freut es mich, dass das Klima bei den Namslauer Heimatfreunden in diesem Jahr wieder gut und angenehm war – ohne extreme Ausschläge nach oben und nach unten. Und so darf der rührige Verein zufrieden auf dieses Jahr zurückblicken.
Das 7. Vereinstreffen in Neustadt / Dosse Ende September war wieder ein voller Erfolg. Mehrere Dutzend Teilnehmer haben es sich nicht nehmen lassen, in gemütlicher und geselliger Runde zusammenzukommen und sich auszutauschen. Abgesehen von diesen jährlichen Treffen lohnt sich immer ein Blick in den „Namslauer Heimatruf“, der zentralen Vereinszeitschrift für die rund 530 Mitglieder. Das Heft erscheint viermal im Jahr, und jedes Mitglied erhält es kostenlos. Immer wieder lesenswert!

Immer wieder lobenswert ist auch die Weihnachtsaktion. Unter dem Motto „Namslauer helfen Namslauern“ trägt der Verein dazu bei, dass die in der alten Heimat verbliebenen Landsleute ihren

Kindern und Enkelkindern eine kleine Freude bereiten können. Darüber hinaus werden ältere und kranke Menschen unterstützt, denn nicht alle Medikamente werden von den Krankenkassen bezahlt.

Zum Schluss noch ein Blick in die Zukunft. Nachdem der 2017 angelaufene Jugendaustausch zwischen der Jugendfeuerwehr aus dem Kreis Euskirchen und den Namslauer Jugendlichen 2018 aus organisatorischen Gründen nicht stattfinden konnte, ist für 2019 wieder ein Treffen geplant. Ich bin sehr optimistisch, dass das tolle Projekt mit unserem Patenkreis im kommenden Jahr seine Fortsetzung findet.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest, einen guten Rutsch ins neue Jahr und alles Gute für 2019. Bleiben Sie gesund!

Ihr

Günter Rosenke, Landrat des Kreises Euskirchen

Glück im Jahresverlauf

von Renate Buhl geb. Liebig

Glück, was ist Glück? Glück hat keinen festen Ort,
Glück hat jedermann, doch wie sehe ich es an?

Oft wird gesagt: „Da hast du aber Glück gehabt!“
Wie schnell ist das Wort Glück ausgesprochen,
ohne darüber nachzudenken,
man sollte dem Glück mehr Beachtung schenken!

Ich erinnere an den ersten Schnee im neuen Jahr,
für uns Kinder war das immer wunderbar.
Wir legten uns in den Schnee,
machten mit den Armen Engelfiguren,
warfen mit Schneebällen, es wurde gelacht,
ja es war eine richtige Schneeballschlacht.
Wir rodelten bis zur Abendessenszeit,
dann kamen die Großen, jetzt war ihre Zeit.
So rodelten, liefen Schlittschuhe hin und zurück,
wenn nichts passierte, hatten sie Glück.

Zum Glück zählt auch der Frühling, er erwacht,
die Tage werden heller, vorbei das Dunkel.
Die noch kalten Nächte im März,
die Sonne, die Natur erwärmt unser Herz.

Wie empfinde ich weiter das Glück?
Ein freundlicher Gruß meines Gegenübers,
ein Lächeln eines Fremden, ein Dank,
eines Nachbarn hilfreiche Hand.

Ein nettes Gespräch am Gartenzaun,
zum Glückzählt, Zeit zu haben und zu verschenken,
mehr braucht man, neben der Gesundheit, kaum.

Glück bedeutet der Sommer mit seiner Blütenpracht,
er hat doch schon jedem das Glück ins Herz gebracht
Jeder Monat hat seine Zeit, uns Glück zu schenken,
nimm es nur an, mach dein Herz dafür bereit.

Auch der dunkle Monat November, der Trauermonat,
schenkt das Glück, nämlich denen,
die am Grab ihrer Lieben noch stehen können.
Sie schmücken die Gräber, können Blumen hinlegen,
in Gedanken still mit ihren Lieben reden.

Doch vielen fehlt dieses Glück,
denn der grausame Krieg hat ihnen die Männer,
die Väter, Brüder, die Mütter und Kinder genommen,
sie sind nicht in die Heimat zurückgekommen.
Ihre Gräber sind in der Fremde, wo keiner sie kennt.
Das Glück bleibt trotzdem in den Herzen,
denn sie wurden geliebt, trotz Trauer und Schmerzen.

Glück bedeutet sehr viel, man muss es nur sehen,
in den Kleinigkeiten – es will so viel Freude bereiten.
Glück sind leuchtende Kinderaugen, ein strahlendes Gesicht,
schau‘s nur an, denn es ist Glück, was es verspricht.

Ich wünsche Ihnen, liebe Heimatfreunde, und ihren Lieben ein Glück findendes, gesundes Jahr 2019!

Schlesische Weihnachtsgänse

Erinnerung an Weihnachten

von Heinz Kulke

Unsere Familie erhielt die Weihnachtsgänse meist von unserer Großmutter, Vaters Mutter, die auf dem Dorfe wohnte und neben einem großen Garten mit vielen Obstbäumen auch ein kleines Haus besaß. Andere kauften ihre Gans beim Kaufmann, beim Händler, auf den Wochenmärkten, wo sie von den Bäuerinnen feil geboten wurden.

Freilich so bekannt und berühmt wie die pommerschen Gänse waren die schlesischen nicht. Ob sie deshalb weniger wertvoll oder schmackhaft waren, möchte ich sehr bezweifeln. Wir haben gewiss alle gern schlesisches Gänsefleisch gegessen.

Ein alter Zeitungsartikel, er entstammt einer schlesischen Zeitung vom Dezember 1931, berichtet uns von schlesischen Weihnachtsgänsen mancherlei:

„Es ist eigenartig, im Reich hört man viel von den pommerschen Gänsen, aber nicht von den schlesischen. Wenn man z.B. in einer großen Berliner Markthalle die Gänse einmal auf ihre Herkunft untersuchte, dann würde man feststellen, dass die meisten Gänse aus Schlesien und nicht aus Pommern kommen. Namentlich gehen jetzt viele

Hunderttausende in vielen Wagenladungen der Eisenbahn aus Schlesien heraus, ihrem Schicksal, ein Weihnachtsbraten zu werden, entgegen.

In Schlesien ist nämlich die Gänsezüchterei viel mehr zu Hause als in Pommern. Das bestätigte die letzte Geflügelzählung. Danach wurden in Schlesien nicht weniger als 865.000 Gänse gezählt, davon 500.000 in Niederschlesien, der Rest in Oberschlesien, während es in ganz Pommern nur 182.000 gibt. Schlesien liefert dann fast ein Sechstel der gesamten deutschen Gänseproduktion.

Von den Händlern aus Berlin und dem Reich, auch aus Breslau, werden sie in den einzelnen Orten überall aufgekauft, auf den Bahnhöfen zusammengetrieben und dann lebend in besonderen Güterwaggons aus Schlesien heraus in alle Teile des Reiches versandt. Auf diese Weise gehen 750.000 Stück alljährlich aus Schlesien heraus. Die Reichsbahn befördert diese Tiere mit allergrößter Beschleunigung in besonderen Zügen und meist nachts auf besonderen Strecken, denn das Geschrei der Gänse während der Fahrt würde sonst viel Unannehmlichkeiten bereiten und die Tätigkeit der Wagenbegleiter, die oft mit langen Stangen die unter den Tieren ausgebrochenen Streitigkeiten schlichten müssen, wird manchem Reisenden schon aufgefallen sein, der nachts einem solchen Zug begegnet ist.

Warum aber hört man so wenig von den schlesischen Gänsen und nur immer von den pommerschen?

Das ist nicht schwer zu erklären, da auf den schlesischen Gänsen, da sie lebend verschickt werden, keine besondere Ursprungsmarke den Käufer das Tier als schlesische Gans erkennen lässt, während in Pommern die Gänse geschlachtet und verarbeitet werden. Der Verkauf erfolgt dann als Gänsebrüste, Gänseleberpastete, Gänsesülze und ähnliche Artikel, die dann mit der Reklame „Pommersches Erzeugnis“ versehen werden. Der Bedarf an solchen geschlachteten Produkten ist jedoch auch im Reich kleiner, während die sogenannte „Familien-Festtagsgans“ in den Großstädten erst frisch geschlachtet zu werden pflegt. Zweifellos ist aber auch die schlesische Gänseschlachterei im Aufstieg begriffen, und bald wird man im Reich auch wissen, wie eine schlesische Gänsebrust aussieht und wie schön das Fleisch der jungen Gänse aus Schlesien ist.“

Wie schön eine schlesische Gänsebrust aussieht, haben wir daheim alle gewusst; sicherlich, ob es die Menschen im Reich auch erfahren haben, das mag gut möglich sein, aber genau wissen wir es nicht zu sagen.

aus: Schlesische Nachrichten 12/2017 – Seite 25

S‘ Heimatstädtl

In Büchern tat man nie viel drieber lesen,
is a kleenes, einfaches Städtel gewesen.
Aber durchs Haselbach-Bier – da war’s bekannt!
Das wurde in ganz Schlesien getrunken,
macher ist blitzblau untern Tisch gesunken!
Mag man sonst’s Städtel beiseite schieben,
die da geboren sind, die müssen’s lieben!

Wird man alt wie’n Haus, man kriegs nicht aus’m Sinn,
Fahrn wa in Gedanken doch schnell mal hin!
Hinter Breslau wird’s bissel ‚`ne Kottelei,
aber ihr Namslauer, gelt ja, seid alle dabei!
Nu fährt der Zug schon aus Wilkau raus,
da hält man’s vor Unruhe garnich mehr aus.
Man geht jetze nich mehr vom Fenster weg,
denn hier – oh, da kennt man schon jeden Fleck!

Schon giets ooch am Krüppelheim lustig vorbei,
am Schlachthof und an der Molkerei!
Nu rumpelts ieber die Eisenbahnbricke,
vun der Kielgasse sieht man ooch a Sticke.
Da rangieren se, eener pläákt – bekannt, uralt –
sechse, neune – Gasanstalt!
Nu kuckt ock, wir sind ja schon angekommen!
Los, rua – Beene in die Hand genommen,
im Galopp durch a Tunnerl gerannt,
da leeft’s Wasser ja immer noch vun der Wand!

Hinter der Sperre – das scheenste Spalier,
jeden Abend steh’n se und kucken hier.
Das kann man sich doch ooche nich entgene lassen,
ma könnte Bekannte oder gar Fremde verpassen!
Sehr helle is es hier ooch nich gerade,

siehste, da is die Bahnhofspromenade!
Links war mal der Drescher, rechts steht der Blücher,
da gibt's von den Pärchen leises Gekicher.

Die Bahnhofstrasse geht's lang zum Ring!
na, mit dem Pflaster – das is ooch so a Ding
Sie geben sich Mühe, aber es bleibt hat krumm,
aber eenml geh'n wa schnelle amol rum.
Ma denkt, während `s Herze höher schlägt:
Wie oft haste hier ock „Prost Neujahr!" gepläkt!
Das machte die Polizisten se scheen toll,
eingelocht ham'se uns – die Bude war voll!
Gleich hier saß immer die Krämer-Liese.
Hinterm Weideschlössel is die Rückertwiese,
von da richts gerade so schön nach Heu,
is der Altstädter wohl gerade dabei?

Ma geht durch's Wassertor, kommt ins Träumen.
Na!? Die Weide können ‚se ooch wieder man räumen!
Denn wenn das Wasser im Sommer so sinkt,
merkt man, dass ‚se e kleenbissel stinkt!
Ach, jetzt von Bannasch a Ruderkahn
und loskotteln – bis an die Schleusse ran!
An a Riedelberg – und mit Heimatgefiehle
bis raus an die liebe Altstädter Miehle!

Da merkste: Namslau is doch recht scheen,
Ist `s auch kein Weltwunder, is es ooch kleen!
So geh'n wa eben bloß die Promenade a Stück,
über's Eierbergel in die Stadt zurück.
Sind wa an der „Federbude" vorbei,
Da wird der Blick auf die Turnhalle frei.
Dahinter hat der Marschall-Fredel gehaust,
dem seine Bude – da hat's een gegraust!
Een verrückter Kerle, der drehte Sachen,
der brachte die ganze Stadt zum lachen!
Früh um fünfe schon hat er Ginster geholt,

gleich am Stadtpark damit seine Anna versohlt!
Wie oft stank der Kerle schon früh nach Schnaps;
nu ja, is war halt a timplicher Laps.
Er war keen Stolz, is ja ooch egal,
es hat jedes Städtel sein Original.

Sonst waren sie alle patent, Groß und Kleen,
ich muß sagen, bei uns war‘sch immer scheen!
In unser’m kleenen, gemütlichen Nest
gab’s im Sommer jeden Sonntag a Fest!
Zum Umzug war er getreulich zur Stelle,
der alte Bochnig mit seiner Kapelle.
Und da musste alles vom Besten sein,
ob Verschönerungs-, Turn- oder Schützenverein.
Namslau feierte, mittags schon gleich,
erst im Stadtpark, da ging’s bis zum Zapfenstreich,
der den Tag nach dem Einmarsch am Ringe
beschloss.
Bei uns war eben stets was los!
Denn ist in Schlesien een Nest noch so klein,
es hat darum doch noch bloß eenen Verein!
In so’ner kleenen Stadt will man leben
und braucht halt Gründe mal eenen zu heben!
Soll man sonntags triebetimplich rumsitzen?
Was täte denn ook der Stadtpark nützen?

Ach Leute, ich täte viel darum geben,
könnt ich noch eenmal in Namslau leben!
Der alte Pulverturm – das Krakauer Tor,
S` Rathaus mit dem stets trockenen Brunnen davor.
Die alten Gäschen, verschwiegen und krumm,
die Siegessäule, mit den Ketten darum,
auf denen jeder als Kind geschaukelt hat,
das gehörte sich so in unserer Stadt!

Und – sagt mal ehrlich: Wer von Euch allen
is als Kind denn nich in die Weide gefallen?

Der uralte Nepomuk auf dem Ring,
nickte er uns nich zu, wenn man da ging?
Ich behaupte - und das sagst sicher auch Du,
das gehörte a l l e s zu Namslau dazu!!

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 7/1958

Die Flucht

von Gieselfalk Gebel
(Auszug aus seinem Buch „Ein Leben auf der Achterbahn“)

Vorbemerkung
Der Autor (Jahrgang 1936) erlebte seine Kindheit bis zur Flucht in Strien, Kreis Wohlau, einem kleinen Bauerndorf mit rund 250 Seelen, wo sein Vater Lehrer an einer einklassigen Dorfschule war. Die Vorfahren des Autos stammen aus dem Kreis Namslau.

Mein persönlicher Kriegsbeginn erst im Januar 1945

Erst am 21. Januar 1945 begann die grausame Wirklichkeit uns einzuholen. An diesem Morgen, früh gegen sechs Uhr bei Dunkelheit und klirrender Kälte von minus 20 Grad und einer dicken Schneedecke setzte sich unser Treck mit etwa 20 Wagen, überwiegend Leiterwagen für das Gepäck, mit je zwei Pferden bespannt, und drei Kutschwagen als Einspänner für Alte, Kranke und Kleinkinder – dazu zählten auch meine zwei Jahre jüngere Schwester Gesine und der erst anderthalbjährige Bruder Volkram - mühsam in Bewegung. Der Treck ging in Richtung Westen über Winzig, dann möglichst schnell über die Oder in Steinau. Mehr als die Hälfte der Dorfbewohner Striens zählte zu unserem Treck. Der Zug verlief

stundenlang in bedrücktem Schweigen, die Sorgen und Ängste der Erwachsenen konnte man auch als Kind fühlen.
Als Achtjähriger zählte ich ab sofort schon zu den Männern, die glückliche Kindheit war von einem auf den anderen Tag zu Ende. Ich musste immer mitmarschieren, eigentlich aber ein Glück, denn bei der klirrenden Kälte von über minus 20 Grad war es besser, sich warm zu laufen, als auf einem offenen Leiterwagen zu sitzen. So bin ich den gesamten Fluchtweg von rund 250 Kilometern gelaufen; anfangs bei bitterer Kälte, später im Gebirge bei viel Schnee und manchmal auch bei Glatteis. Mein kleiner Bruder hat die Kälte zwar überlebt, aber mit starken Frostbeulen im Gesicht. Ab Fluchtbeginn war ich Stütze und Ersatzmann für eine gerade 38-jährige hochgeschätzte Mutter, die sich sehr bald den Titel Mutter Courage verdiente. Der erste Tagesmarsch verlief überwiegend schweigend und ohne besondere Ereignisse. Weil uns die Russen – wie ich erst Jahrzehnte später aus den militärischen Lagekarten entnahm – mit einem ganzen Panzerkorps auf der gleichen Straße uns regelrecht im Nacken saßen, mussten wir in größter Eile möglichst schnell die wichtige Oderbrücke im zwanzig Kilometer entfernten Steinau überqueren. Neben der klirrenden Kälte hat einen auch schon der Hunger gequält, denn bis zur Oder war keine Zeit für Pausen und zum Essen.

Sehr vertrauenserweckend beim Überschreiten der Oder stand ein noch sehr junger deutscher Wachsoldat auf der Brücke. Wir schauten uns beim Vorbeimarsch schweigend in die Augen, das machte mir Mut und gab Zuversicht. Die Überquerung der Oder kam mir recht lange vor, obwohl ich später feststellte, dass es sich nur um ein auffallend schmales Flüsschen handelt. Nicht auszudenken, welches Schicksal uns ereilte,

hätten wir sie zu spät erreicht!

Die Angst vor den schnell anrückenden russischen Panzerverbänden war offensichtlich sehr begründet, denn schon in der folgenden Nacht wurde die Brücke in letzter Minute vor den angreifenden Russen gesprengt.

Laut Wehrmachtsbericht hatte die Rote Armee bereits am 23. Januar einen Brückenkopf westlich der Oder bei Steinau gebildet. Die Kleinstadt war Standort einer Unteroffizierschule, die den Ort für mehrere Tage heldenhaft halten konnte, uns dadurch Zeit für die zunächst ungestörte weitere Flucht ermöglichte, große Erleichterung verschaffte und vielleicht das Leben rettete. Dieser erste Fluchttag hatte uns also gleich das erste Mal in großer Gefahr großes Glück gebracht.

Erstes Nachtquartier bezogen wir im Raum Liegnitz nach einem ca. vierzig Kilometer Eilmarsch, fast ohne Pausen und natürlich ohne warmes Essen. Die Suche nach einem Nachtquartier für fast 200 Leute und an die fünfzig Pferde war ganz sicher nicht einfach. Ich kann mich nur an das Ausspannen und Füttern der Pferde erinnern, für mich damals ein neues Erlebnis. Danach verfiel ich sicher sofort in einen Tiefschlaf.

Die ersten Fluchttage vergingen wie im Rausch, wie in einer Art Wachkoma, an die ich mich kaum erinnern kann. Die ständige Angst vor den Russen, die eisige Kälte mit viel Schnee und die kräftezehrenden Fußmärsche müssen mich voll und ganz beansprucht haben. Ich weiß nicht wo genau noch wie wir geschlafen haben; erinnern kann ich mich nur an die abendliche Unterbringung und Fütterung unserer Pferde, bei der ich mithelfen durfte.

ANGST – HUNGER – KÄLTE: Unsere drei schwarzen Reiter, die uns abwechselnd, mal zu zweit und nicht selten sogar gleichzeitig zu dritt mit furchtbaren Strapazen bedrängten. Was ist schlimmer? Hunger? Kälte? Angst? Hunger und Kälte sind beide schon quälend; aber Hunger, Kälte und dazu noch die individuell geprägte Angst, alles zusammen gehört sich mit zu den schlimmsten Qualen, die Menschen erleiden können! Weil erst nach der Kapitulation der Hunger dominierend und unser ständiger Begleiter war, kann ich die Frage, was schlimmer ist, Kälte oder Hunger, nur so beantworten: es ist wie die Wahl zwischen Pest und Cholera; jedoch ist Hunger letztlich doch schlimmer, weil man sich gegen Kälte schützen kann. Beides zusammen mit der realen Angst bedeutet Höllenqualen. Nur Hunger und Kälte sind physischer Natur, zwar von sehr unterschiedlicher Intensität und Dauer, aber vorstellbar und für viele zumindest ansatzweise schon einmal erfahren, trotzdem kaum zu beschreiben. Angst dagegen kann viele Ursachen haben und wird individuell ganz unterschiedlich empfunden, kann folglich gar nicht beschrieben werden. Sie verstärkt sich noch, manchmal exponentiell, wenn alle gleichzeitig große Angst haben; wodurch leicht eine Massenpanik entstehen kann. Wenn Angst länger bei vielen auf hohem Niveau bleibt, führt das oft zu Panikstarre mit unvorstellbarer Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit. Das haben wir öfter erfahren und durchleiden müssen.

Den anhaltenden richtigen Hunger und nackte Not erlitten wir aber erst nach Kriegsende, vor allem in den Hungerwintern 1945/46 und 1946/47. Als Kind spürt man natürlich die Angst der Erwachsenen und hat sie auch selbst, wegen fehlender Erfahrungen und spärlicher Informationen aber wohl eher weniger als die Erwachsenen.

Dafür quälen Hunger und Kälte um so mehr. Gegen Kälte ist man hilfloser und für Kleinkinder bedeutet sie sogar eine tödliche Gefahr, wie wir einige Male leidvoll miterleben mussten. Auch aus unserem Treck erfror schon nach wenigen Tagen ein Kleinkind, das aus der Not heraus, einfach leicht eingewickelt, am Straßenrand wie eine gefrorene Puppe abgelegt werden musste. Arme Mutter Schubert, es war ihr Jüngstes von sechs Kindern!

Ein erstes, etwas längeres Aufatmen gab es in der schönen Bergstadt Goldberg, für uns in einem prächtigen Schloss, wo wir je Familie ein Zimmer bekamen und uns langsam von den bisherigen Strapazen erholen konnten. Weil wir, genauer unser erst vierzehnjähriges Pflichtjahrmädchen, viel Geflügel und Kaninchen notgeschlachtet hatten, die noch tiefgefroren waren, lebten und aßen wir die nächsten Tage fürstlich davon und erholten uns richtig gut. Bis dato sind wir mit einem blauen Auge davongekommen und hatten riesiges Glück, oder besser gesagt, mehrere fürsorgliche Schutzengel!

An zwei Ereignisse in Goldberg kann ich mich noch genau erinnern, die mir erst einmal bewusst machten, wie nah die Front noch war: Eines morgens wurde eine größere russische Gefangenkolonne im Schlosshof verpflegt. Bei der Essensausgabe war ich als neugieriger Beobachter dabei. Es gab eine grießähnliche, dampfende Suppe aus einer großen Zinkbadewanne und für jeden Gefangenen einen eingepackten, vermutlich halbpfündigen Margarinewürfel. Ein Russe verschlang den ganzen Würfel mit wenigen Bissen unmittelbar nach Ausgabe. Das hat mich auch tief beeindruckt und ist genau in Erinnerung geblieben. Diesen Heißhunger kannte ich

zu der Zeit noch nicht, weil unsere zahlreich mitgenommenen Lebensmittel und die zusätzliche Nahrung vom Schloss mehr als reichlich waren. Während der gesamten Flucht haben wir glücklicherweise keinen einzigen kämpfenden Rotarmisten gesehen, sondern nur diese Gefangenkolonne, die mit uns im gleichen Gute in einer Scheune übernachtete und, nur von wenigen Wachsoldaten begleitet, mit uns mehr oder weniger freiwillig auf der Flucht vor ihrer eigenen Armee waren. Diese scheinbar absurde Situation war aber nicht so abwegig wie man annehmen könnte. Die gefangenen Rotarmisten wurden nach deren Befreiung wegen Feigheit hart bestraft und viele sogar erschossen, wie man später aus historischen Quellen erfuhr. Stalins Befehl Nr. 270 vom 17. August 1941 besagte, dass sämtliche in deutsche Kriegsgefangenschaft geratenen Rotarmisten als Verräter anzusehen seien; demzufolge hat jeder Rotarmist bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, und die letzte Patrone für seine Selbsttötung zu nutzen. Jeder Überlebende aber, der sich freiwillig in deutsche Gefangenschaft begeben habe, sei als Verräter anzusehen, dessen Familienangehörige wie Geiseln zu behandeln und in Straflager einzuweisen seien. Dieser Ukas verdeutlicht, welchen grausamen, unmenschlichen und ideologischen Krieg fern ab vom Völkerrecht die totalitäre Sowjetunion führte, der übrigen nur eine Armee gewachsen sein konnte, die ähnlich grausam zurückschlug; wie mit dem Befehl zur sofortigen Erschießung aller gefangengenommenen Politkommissare. Besonders tragisch in diesem Zusammenhang ist das Schicksal von Stalins ältestem Sohn Jacob Dschugaschwili, der sich im Juli 1941 in ausweglöser Situation mit seiner Artillerieeinheit der deutschen Wehrmacht ergeben musste. Als Stalin 1943 erklärte, dass es keine russischen Gefangen gebe, sondern es sich lediglich

um Verräter handele, die man „erledigen“ werde, sobald der Krieg vorbei sei und im gleichen Jahr auch öffentlich erklärte, dass er keinen Sohn namens Jakob habe, hat dieser Jakob sich am 14. April 1943 durch Sturz in den elektrisch geladenen Lagerzaun selbst umgebracht.

Zurück zu unserer Flucht: Am gleichen Tag meiner morgendlichen Beobachtung der Gefangenentruppe bezog ein einzelner deutscher Feldposten mit MG bewaffnet Stellung an unserem Gutshof. Ich leistete dem Landser längere Zeit Gesellschaft, plauderte mit ihm, und wir „tauschten unsere neuesten Kriegserlebnisse“ aus. Schon am nächsten Tag mussten wir auf Befehl der Wehrmacht die Schlossidylle in Hektik wieder verlassen. Unsere Soldaten waren völlig überrascht, gegen Mittag noch auf Zivilisten zu treffen. Das war aber typisch für diese Chaoswochen. Offensichtlich fehlte es an jeglicher Information und Hilfe von Behörden. Rette sich wer kann war das gängige Motto. Mehrfach unterwegs hatten wir große Schwierigkeiten, Nachquartiere zu finden; denn die örtlichen Einwohner unterstellten uns öfter mehr oder weniger direkt, nur aus Feigheit und viel zu früh „abgehauen“ zu sein. Tragisch und fast komisch war es, wenn sie dann oft am nächsten Morgen mit uns gemeinsam zur Fluchte aufbrechen mussten!
Unsere Schutzengel begleiteten uns auf der Flucht, manchmal deutlich spürbar, besonders wenn Not und Angst schier unerträglich wurden.

Der neunte Februar war zunächst ein normaler Fluchttag. In endlos langen Kolonnen wälzte sich der Treck gen Westen. Meine Mutter und ich trotteten an einem sonnigen Vorfrühlingstag neben unseren großen Leiterwagen daher, als plötzlich der Befehl kam: „Alles

rechts ran an den Straßenrand!“ Mit Tempo überholte uns eine deutsche Schützenpanzerkolonne in Richtung Lauban. Aus dem Führungspanzer rief der Kommandant schon laufend: Ist hier eine Frau Gebel dabei?“ Erst nach mehrfachen Rufen verstand meine Mutter den Namen und war zunächst sprachlos. Der Soldat übergab ihr einen Brief unseres Vaters, genau am Hochzeittag mitten auf der Flucht, mitten in der endlosen Fluchtkolonne. Der Brief kam aus Görlitz, nur rund hundert Kilometer von uns entfernt. Mutter erkannte darin ein wunderschönes Wunder, war überglücklich und fasste neuen Mut, der sich sogleich auf mich übertrug. Fortan war sie sicher, dass wir alle Gefahren und Nöte heil überstehen würden. Sie war unendlich dankbar für dieses Zeichen.

Am 13. Februar mussten wir erstmals mitten in der Nacht Hals über Kopf aufbrechen, weil die russischen Aufklärungspanzer bereits bis zum Ostrand von Pilgramsdorf, unserem Übernachtungsort, vorgedrungen waren. Zum Glück gab es für die Flüchtlingstrecks die generelle Anordnung, nur am Westrand der langgestreckten schlesischen Zeilendörfer zu übernachten. Das war diesmal unsere Rettung. Am 16. Februar waren die Russen laut späterem Langekartenstudium mit größeren Verbänden bis Löwenburg vorgedrungen. Die vordersten Panzerspitzen hatten uns aber schon Tage vorher, Gott sei Dank auf einer Parallelstraße, ein- und überholt. Manch ein Treck wurde in diesem Winter von den feindlichen Panzern einfach überrollt und sie hinterließen dann tödliche Zerstörung. Tod und Verderben waren jetzt unsere ständigen Begleiter, jedoch für mich damals noch nicht so richtig zu erkennen. Aber welche Ängste und Sorgen musste unsere so tapfere und unverzagte Mutter mit ihren drei kleinen Kindern geplagt haben? Ich stand ihr zwar

stets zur Seite. Wir waren schon ein starkes Team und haben uns oft gegenseitig Mut und Hoffnung zugesprochen. Diese Wochen und Monate haben mich fürs ganze weitere Leben geprägt und gehärtet, wenn auch später nie direkt über diese Schreckenszeit gesprochen wurde. Es war aber erst der Beginn einer furchtbaren Zeit.

Diese einzige nächtliche Flucht blieb mir sehr eindrücklich in Erinnerung, weil sie den heutigen Sylvester-Feuerwerken ähnlich war. Im großen Halbkreis sah man überall Leuchtkugeln, das Aufblitzen von Geschützen und Leuchtmunition von Maschinengewehren, hörte rundum den Geschützdonner und das Maschinengewehr-Geballer.

Wir waren in größter Gefahr, jedoch schon sehr abgestumpft und fühlten uns nur noch unter göttlichem Schutz. Der Treck bewegte sich in Richtung Dunkelheit, dem noch offenen Segment von höchstens 90 Grad. Für mich überwog die Neugierde über dieses außergewöhnliche Feuerwerk wider jegliche Angst. Ich habe nur gestaunt und beobachtet; den Ernst der Lage mitnichten erkannt. Schon zu dieser Zeit verbreiteten sich Gerüchte, selbst bis zu uns Kinderohren, dass ganze Trecks grausam von sowjetischen Panzern überrollt und platt gemacht wurden. Erst Jahrzehnte später erfuhr ich, dass diese damaligen Gerüchte zumindest einmal grausame Wirklichkeit geworden sind: Wie die Zeitung der SCHLESIER in seiner Ausgabe 41-42/2014 nach Augenzeugenaussagen berichtete, wurde am 29. Januar 1945 im ostbrandenburgischen Bomst ein ganzer Flüchtlingstreck, der aus rund fünfhundert Menschen bestand, natürlich überwiegend Frauen und Kinder, von sowjetischen Panzern brutal überrollt, und nicht einer dieser unschuldigen Menschen kam mit dem

Leben davon. Viele dieser Grausamkeiten blieben leider durch erzwungenes Schweigen bis heute weitgehend unerkannt und ungesühnt.
Am Abend des nächsten Tages bezogen wir im rückwärtigen Frontgebiet für einige Tage Quartier in einem Gasthof in Hohndorf, in der Nähe von Lauban. Wir gerieten also doch direkt ins Frontgebiet und manche Bilder davon, sogar Gerüche haben sich mir für immer eingeprägt. Der ganze Ort stank nach Rohöl, besonders als zwei Tigerpanzer, von denen einer vom anderen abgeschleppt wurde, langsam durch den Ort rasselten und uns Kinder vor Ehrfurcht und auch etwas Stolz mit beben ließen. Am Tage spielten wir in kindlicher Unbekümmertheit, um eine merkwürdige mit Zeltplanen bedeckte, mannshohe Mauer, Verstecken. Die Neugier ließ uns dabei nicht los und wir öffneten eine Plane: Ordentlich gestapelte Filzstiefel mit uniformierten Hosenbeinen kamen dabei zum Vorschein, so dass wir fluchtartig und geschockt den „Spielplatz“ verlassen haben. In diesem Stapel waren offensichtlich Dutzende gefallene deutsche Soldaten aufgestapelt. Am gleichen Abend wurde am Sportplatz des Ortes eine standrechtliche Erschießung vorbereitet, wo der achtjährige, leicht verwilderte Knabe zunächst ohne Aufsicht und etwas verschüchtert aus der zweiten Reihe zusammen mit vielen anderen Menschen auf das „Ereignis“ wartete. Obwohl schon Scheinwerfer eingeschaltet waren, habe ich von der eigentlichen Exekution Gott sei Dank nichts mehr mitbekommen, weil meine Mutter noch rechtzeitig erschien und mich aus dem Verkehr zog.
In unserem Quartier, im Gasthof, waren auch vier Kalbketten-Schützenpanzer stationiert. Mehrfach halfen wir Knaben den Besatzungen beim Munitionieren ihrer 20 mm Geschütze. Die Panzer fuhren immer erst abends zum Nachteinsatz.
Unsere Landser machten selbst zu dieser Zeit noch

einen sehr selbstbewussten Eindruck und rissen Witze über den „Iwan“.
Wir Jungen haben uns viel mit ihnen unterhalten, auch geholfen und sogar miteinander gespielt. Wir fühlten uns bestens beschützt und konnten endlich mal wieder lachen und scherzen.

Am letzten gemeinsamen Tag vor unserem Weitermarsch Richtung Hirschberg fehlte ein Schützenpanzer, ein Verlust über den die anderen Besatzungen kaum sprachen, aber wir spürten den Krieg wieder hautnah. Die eigentliche Schlacht um das nahegelegene Lauban mit der erfolgreichen Rückeroberung der Stadt dauerte historisch korrekt vom 2. bis 5. März 1945. Dieser letzte operative Erfolg der Wehrmacht, direkt auf unserm Fluchtweg gegen die übermächtige Rote Armee, öffnete uns ein Schlupfloch nach Südwesten, das zusammen mit tausenden Schlesiern erst die Flucht nach Böhmen und auch nach Sachsen ermöglichte.

Diese dramatischen Tage direkt an der Front konnte ich erst Jahrzehnte später in einer militärischen Lagekarte mit dem Gesamtüberblick und genauen Daten der Kämpfe von Januar bis zum 8. Mai 1945 aus dem Buch „Der Kampf um Schlesien“ nachlesen und mit meinen Erlebnissen richtig zuordnen. Zufälligerweise schreibe ich dieses Kapitel am 19. Februar 2013, also erst 68 Jahre nach diesen Ereignissen. Aus den Zeitangaben der militärischen Lagekarte ist abzulesen, dass der schwache südliche Flügel vom 56. sowjetischen Panzerkorps am 16.2. mit Spitzen Löwenburg erreicht und am 26. Februar Lauban erobert hatte. Weil die einst reiche Handelsstadt ein wichtiger Knotenpunkt an der Eisenbahnlinie Görlitz – Oberschlesisches Industrie- und Kohlegebiet war, gelang es der Wehrmacht im

letzten erfolgreichen Gegenangriff an der Ostfront die Stadt zurückzuerobern. Dieser kleine militärische Erfolg bestimmte unseren weiteren Fluchtweg, der ab jetzt nicht mehr nach Westen Richtung Dresden, sondern nach Süden Richtung Hirschberg/Riesengebirge abdrehte. Dieser letzte militärische Erfolg hatte uns vorerst vor dem Schlimmsten gerettet. Dafür bin ich den Soldaten, wovon ich einige später noch persönlich kennengelernt habe, bis heute sehr dankbar.

Sehr genau erinnere ich mich noch mit Grauen an ein Gespräch mehrerer Erwachsener an diesen Tagen über die angeblichen oder tatsächlichen Gräueltaten der Roten Armee bei der kurzzeitigen Eroberung Laubans. Angeblich wurden auch Kinder misshandelt und einige sogar mit ihren Zungen an Tischen festgenagelt. Diese Aussage hat mich tief schockiert aber wohl auch weiter abgestumpft. Obwohl das Gespräch nicht für Kinderohren gedacht war, hat es unabhängig vom Wahrheitsgehalt tiefe Narben in der Kinderseele hinterlassen und damals, trotz der schon gewohnten Katastrophen, in mir natürlich große Ängste hervorgerufen. Gerade in meinem Alter um die zehn Jahre hatte ich einerseits sogar noch Glück gehabt, wir haben zwar schon viel erlebt, waren aber nicht, wie mancher Vierzehnjährige noch im Kriegseinsatz. Lauban zählt ohne jeden Zweifel zu den 3.300 ostdeutschen Tatorten von Vernichtungsorgien der Roten Armee, die bis heute von der Ostdokumentation des Bundearchivs gesammelt aber kaum ausgewertet worden sind.

Als Kampftruppenoffizier der Bundeswehr habe ich erst 50 Jahre später die damalige militärische Lage gründlich studiert und kam aus dem Staunen und Wundern nicht mehr heraus – wie war das möglich,

soviel Glück und so viele Schutzengel zu haben?!

Meine punktuellen aber genauen Erinnerungen in Verbindung mit den spät eingesehenen militärischen Lagekarten gaben mir erst ein klares Bild über die Dramatik der Flucht, die Gutgläubigkeit der Bevölkerung und das skrupellose, ja sogar verbrecherische Verhalten der verantwortlichen NSDAP-Parteileitung. Zwei Jahre nach Kriegsende im Flüchtlingslager Harber bei Soltau erzählte ein Junge, wenige Jahre älter als ich, wie er mehrere Sowjetpanzer mit der Panzerfaust abgeschossen hatte. Sein ausführlicher Bericht erschien mir sehr glaubwürdig; zumal er ausführliche Details schilderte und dabei ständig mit den Augen zuckte. Er beeindruckte mich und tat mir gleichzeitig sehr leid, weil er schon das reinste Nervenbündel war.

Anfang März erreichten wir ab jetzt ohne feindliche Angriffe das gänzlich unzerstörte Hirschberg, eine wohlhabende, schöne Bergstadt am Riesengebirge. Diese Stadt habe ich dreimal, zuerst mit zeitlichem Abstand von dreißig Jahren, in sehr unterschiedlichem Zustand kennengelernt. Hirschberg war und ist ein Juwel städtischer Baukunst im kaiserlich-österreichischem Stil. Mit dem Markt, den Laubenhäusern und Laubengängen hat die traditionsreiche Stadt eine besondere Atmosphäre, ein bezauberndes Städtchen, mitten im Hirschberger Schlössertal gelegen, wo die Flüsse Bober und Zacken zusammenfließen. Bis Kriegsende besaß das damals 35.00 Einwohner zählende Städtchen sogar eine Straßenbahn, in der ich als Knabe erstmals in meinem Leben mit großer Freude und ganz ohne Begleitung stundenlang kostenlos mitfahren durfte. Weil auch hier schon alles in Auflösung und die Bahn zufällig den allerletzten Tag in Betrieb war, gehörte ich zu den

letzten und deshalb mit Freifahrt belohnten Passagieren. Offensichtlich war die vermeintliche Betriebspause der Straßenbahn wegen des nahen Kriegsendes aber auch ihr Ende für immer, denn mein sieben Jahre jüngerer Bruder wollte nicht glauben, dass dieses Städtchen schon damals eine Straßenbahn besaß. Bei unserem letzten Besuch dort im Jahr 2012 konnte ich ihm den Beweis erbringen. Direkt am Rathaus steht heute ein Waggon aus dieser Zeit als Museumsstück mit den alten originalen Holzbänken, an die ich mich gut erinnern konnte.

Zurück zur Flucht: Die erste Nacht in der Stadt schlief unser gesamter Treck auf dem steinigen Boden der Bahnhofshalle, deren Schalter mit Gittergängen getrennt waren. Jede Familie hatte dadurch einen abgetrennten Schlafplatz.
Als meine Mutter, meine beiden Geschwister und ich nach dreißig Jahren den Fluchtweg erstmals abfuhren, sah die Bahnhofshalle samt Gittern noch genauso aus wie damals auf der Flucht!

Am nächsten Tag wurden wir mit jeweils zwei Familien in kleine Wohnungen einquartiert und verbrachten einige schöne Tage noch fast wie im Frieden in dieser schönen Stadt. Weil sich die militärische Lage wieder zuspitzte, treckten wir Ende März an einem schon sonnigen Frühlingstag weiter Richtung Reichenberg ins Sudetenland. Unser Treck wurde zunächst in einer großen Schule in Reichenberg untergebracht. Aber wenige Tage später mussten wir die Schule wieder räumen, weil sie mit Verwundeten belegt wurde. Die Strecke bis zu unserm vorläufigen Endpunkt der Flucht nach dem nahen Schirmsdorf betrug nur noch sieben Kilometer. Unsere Odyssee endete also im März 1945 in diesem Ort bei Reichenberg im Sudetenland, obwohl unser Ziel eigentlich Bayern war.

Offizieller Grund für das vorzeitige Fluchtende war ein krankes Pferd des Treckführers, aber wohl auch sein Wunsch, verbunden mit Pflichtgefühl, zur Frühjahresaussaat wieder rechtzeitig „daheem“ zu sein. Er hatte aber schon vorher immer wieder betont, dass man sich nicht zu weit von der Heimat entfernen dürfe. Diese immer noch optimistische Lagebeurteilung war wohl typisch für viele Deutsche und Zeichen von starkem Realitätsverlust. Wie das Schicksal so spielt! Wie viel Not und Leid wäre uns erspart geblieben, wenn man den Realitäten ins Auge gesehen hätte, und so schnell wie möglich weiter in Richtung Westen nach Bayern zu den Amerikanern geflohen wäre. Hoffentlich haben wir daraus gelernt und versuchen heute jede Situation nüchtern und realistisch, ohne Wunschdenken zu bewerten.

In der neuen Bleibe kamen wir zusammen mit der sechsköpfigen Familie Schubert im ersten Stock des Hauses einer sudetendeutschen Lehrersfrau unter. Wir erlebten dort mit drei Flüchtlingsfamilien und insgesamt 11 Kindern, davon wir drei kleinen Gebels, in großer Enge aber verhältnismäßig ruhig und erholsam die letzten Kriegswochen vor dem Einmarsch der Russen einen Tag nach dem offiziellen Kapitulationstag, in dem kleinen Bergdorf am Jeschken.

Der Fluchtweg verlief von Winzig über die Oder in Steinau – Lüben – Liegnitz – Goldberg – Löwenberg – Hirschberg – über die damalige Provinzgrenze Schlesiens ins Sudetenland bis nach Schirmsdorf. Wie die Ortsnamen schon verraten, führte die Route überwiegend durch das winterliche, meistens vereiste und tief verschneite Riesengebirge. Der Treck kam, bis auf das eine erfrorene Baby, ohne Tote und ohne

direkte Feindberührung glücklich ans zufällige Ziel. Eigentlich ein echtes Wunder, offensichtlich mit vielen Schutzengeln und großen Leistungen sowohl des Treckführers Flöter wie auch der schwachen deutschen Restwehrmacht unter dem später so verfemten General Schörner.

Spätestens nach der gezwungenen Rückvertreibung in die alte Heimat im Juni 1945 haben wir den verlorenen Krieg bitter am eigenen Leib erfahren. Im Sudetenland hatten wir nur eine Gnadenfrist von knapp zwei Monaten scheinbarem Frieden und Sicherheit gewonnen.

Als Junge und Ältester von uns drei Geschwistern, natürlich ganz ohne Schulbesuch, hatte ich viel Zeit und Freiraum. Ein Bild ist mir gut in Erinnerung geblieben und hat mich schon damals in diesen jungen Jahren zum Nachdenken und Zweifeln am überall lauthals verkündeten Endsieg veranlasst: Oft saß ich am Bahndamm, es war schon April, und beobachtete den Zugverkehr. Ein Güterzug mit nur wenigen Waggons, beladen mit einer Handvoll Lastwagen und wenigen Halbkettenfahrzeugen, blieb mir deutlich i Erinnerung. Er war mit großen Tafeln Geschmückt – „Räder müssen rollen für den Sieg“. Selbst als unwissendes Kriegskind spürte ich schon diese lächerliche und verlogene Propaganda.
…….

Als Kampftruppenoffizier der Bundeswehr habe ich erst fünfzig Jahre später die damalige militärische Lage gründlich studiert und kam aus dem Staunen und Wundern nicht mehr heraus – wie war das möglich, soviel Glück und so viele Schutzengel zu haben! Meine punktuellen aber genauen Erinnerungen in Verbindung mit den viel später eingesehenen

militärischen Lagekarten gaben mir erst ein klares Bild von der Dramatik unserer Flucht; auch von der Gutgläubigkeit und Naivität der Bevölkerung. Aber besonders dem skrupellosen, verbrecherischen Verhalten der zuständigen NSDAP-Parteileitung haben wir diese schwer vorstellbaren Gefahren und großen Nöte zu verdanken gehabt.

Wie meine Mutter 1981 in ihrem Büchlein „Durch dunkle Tage“ beschrieb, und wie es für ganz Ostdeutschland zutraf, wurde noch wenige Tage vor Fluchtbeginn vieler Orts vom Endsieg gefaselt und jeder Fluchtgedanke als Vaterlandsverrat gebrandmarkt, obwohl zu diesem Zeitpunkt die Rote Armee schon wenige Kilometer vor uns stand; für mich als Soldat eine unfassbare Mischung aus Blindheit, Feigheit und Verantwortungslosigkeit der zuständigen stellen; auch und gerade gegenüber uns unwissenden Kindern, die immer die ersten unschuldigsten Opfer solcher gewissenlosen Unterlassungen sind. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass unser Fluchtweg, wie schon erwähnt, über die erste Hälfte der Strecke fast gleichzeitig die Vormarschstraße einer sowjetischen Panzerarmee war.

Erst Anfang Mai 1945 war die scheinbare Ruhe auch für uns wieder vorbei. Erstmals konnte ich feindliche Tiefflieger beobachten und bestaunen, deren Gefahr wir bisher nicht kannten und einschätzen konnten. Ich wurde aber bald eines Besseren belehrt, weil in Sichtweise von unserer Wohnung ein unbekannter Radfahrer Opfer eines feindlichen Jabo-Angriffes wurde. Das nahe Ende des Krieges erfuhr ich auch hautnah mit. Unsere Dorfstraße wurde Fluchtweg für die Reste der Kampftruppe Schörner, die am 7. und 8. Mai noch in letzter Minute mit einspännigen Panjewagen gen Westen floh, um in amerikanische

Gefangenschaft zu gelangen. Diese Absetzbewegung erfolgte panikartig, auch mit komischen Pannen. Zwei dieser Panjewagen, mit einem halben Dutzend Soldaten an Bord, machten kurz Rast vor unserem kinderreichen Haus. Sie wollten den armen Flüchtlingskindern noch eine Freude machen und ließen eine ganze Wagenladung mit mehreren Kisten „Süßigkeiten“ für uns Kinder zurück, um nach dem Abladen ganz schnell weiterzufahren. Unsere Freude war aber nur von kurzer Dauer. Beim Auspacken der Ware gab es für uns Kinder eine riesige Enttäuschung. In den Kisten waren ausschließlich Zigarren und Zigaretten, und das ohne einen einzigen Mann im Hause! Es wurde offensichtlich der falsche Wagen entladen. Wer weiß, wer die begehrten Süßigkeiten noch bekam?

Weil alles zwei Seiten hat, sollten diese Tabakwaren in den schweren Zeiten nach Kriegsende uns aber noch gute Dienste erweisen. Tatsächlich waren sie für uns im kommenden reinen Naturalienhandel fast Goldwert.

Mit dem achten Mai endeten die hektischen Rückzugsbewegungen der bis dahin tapfer kämpfenden Truppe und erst am nächsten Morgen, dem neunten Mai zur Frühstückszeit marschierten die Russen auf der Hauptstraße in unser Dorf ein, und das dunkelste Kapitel meines noch jungen Lebens sollte erst jetzt beginnen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heimatruf)

Das polnische Bildungssystem im Kreis Namslau

von Walter Thomas

Es beginnt mit dem Eintritt in den Kindergarten. Dorthin gehen die Kinder ab zweieinhalb Jahren. Das verpflichtende Vorschuljahr sowie der Kindergarten sind für 5 Stunden pro Tag kostenfrei. Mahlzeiten und weiterführende Angebote sind kostenpflichtig.
In der Wojewodschaft Oppeln gibt es Kindergärten, die den Deutschunterricht als Minderheitensprache anbieten und zwar 3 bis 4 Stunden wöchentlich.
Anders als in Deutschland dauert die Grundschulzeit seit 2017 acht Jahre.
Sehr viele Grundschulen im Kreis Namslau bieten den Schülern Deutschunterricht als Minderheitensprache an. Dieser Unterricht beginnt in der ersten und geht bis zur achten Klasse mit 3 Stunden wöchentlich. In den Klassen fünf und sechs gibt es zusätzlich noch das Fach „Geschichte und Kultur“ in der Minderheitensprache und zwar einmal pro Woche. In der achten Klasse legen die Schüler eine schriftliche Abschlussprüfung ab. Dabei kann das Fach „Deutsch“ als Prüfungsfach ausgewählt werden.
Nach dem Grundschulabschluss wählen die Kinder das Lyzeum, die Technikerschule mit gleichzeitigem Berufsabschluss oder die Lehre mit Berufsschule. In diesen Schulen wird auch Deutschunterricht angeboten. Abschluss des Lyzeums und der Technikerschule ist das Abitur.
Nach dem Abitur kann eine Hochschule besucht werden, sofern die Abiturnoten entsprechend sind.
Die Grundschule dauert – wie genannt – acht Jahre, das Lyzeum vier Jahre, die Technikerschule fünf Jahre und die Lehre mit Berufsschule drei Jahre.
Viele Kinder besuchen heutzutage nach der Schule zusätzliche Kurse bzw. nehmen Privatstunden, um sich in einer Fremdsprache weiterzubilden oder ihre

Abiturnoten zu verbessern.
Einige halten das deutsche Schulsystem für besser, andere das polnische. Ein perfektes Schulsystem gibt wohl nicht.

Anmerkung: Vorstehende Ausführungen beruhen auf Informationen einer Deutschlehrerin aus dem Kreis Namslau.

Siebentes Treffen der Namslauer in Neustadt/Dosse

Bericht von Wolfgang Giernoth und Otto Weiß

Bei wunderschönem, aber kühlen Herbstwetter trafen sich 37 Heimatfreunde aus Stadt und Kreis Namslau am 29. September 2018 zum siebten Male, nunmehr im Hotel Ritterhof in Kampehl, einem Ortsteil von Neustadt/Dosse. Die Organisatorinnen Frau Hoppe und Frau Schwarzenstein hatten – wie stets – alles gut vorbereitet und hießen die Angereisten herzlich willkommen. Der Aufenthalt in dem neuen Hotel war sehr angenehm; das Personal war stets um unser Wohl bemüht.

Mittelpunkt des Treffens war ein fröhliches Wiedersehen mit Freunden und Bekannten, ein Kennenlernen neuer Gesichter, ein reger Austausch von Neuigkeiten und ein Erinnern an alte Zeiten in der Heimat.

Für ihren langjährigen Einsatz für unsere Heimatfamilie wurden die Organisatorinnen Edeltrud Hoppe und Christa Schwarzenstein mit dem Goldenen Ehrenzeichen und der „Chauffeur vom Dienst“ Siegfried Schwarzenstein mit dem Silbernen Ehrenzeichen des Vereins ausgezeichnet. Unsere 1.

Vorsitzende Hannelore Suntheim überreichte die Ehrenzeichen unter dem lebhaften Beifall der Anwesenden.

Schriftführer Wolfgang Giernoth berichtete über den neu begründeten Jugendaustausch zwischen dem Feuerwehrnachwuchs aus dem Kreis Euskirchen und Jugendlichen aus dem Partnerkreis Namslau. Im Oktober 2018 treffen sich die Jugendlichen bereits zum dritten Male, diesmal im Kreis Euskirchen.
Zudem gab er einen Überblick über die Mitgliederentwicklung unserer Vereinigung. Demnach gehören gegenwärtig (Stand: 29.09.2018) 532 Landsleute unserem Verein an. Seit Jahresbeginn 2018 ist die Mitgliederzahl um 44 zurückgegangen, weit überwiegend durch Ableben der Mitglieder. Zur Mitgliederstruktur berichtete er u.a., dass 128 Mitglieder 90 Jahre und älter und nur 49 Mitglieder jünger als 70 Jahre sind (Durchschnittsalter der Mitglieder: 83 Jahre).

Ein besonderes Erlebnis war die Besichtigung (mit Vortrag) des mumifizierten Leichnams des Ritters Christian Friedrich von Kalebuz (geb. 6.3.1657 im Kampehl, gestorben 3.11.1702, Gutsbesitzer) in der Gruft der nahegelegenen Wehrkirche Kampehl. Es ist ein biologisches Wunder, den mumifizierten Körper des Ritters nach mehr als 300 Jahren nur durch eine Glaswand getrennt sehen zu können. Die Leiche ist ohne ein Mumifizierungsverfahren bis heute nicht verwest; warum konnte bisher nicht gelöst werden.

Alles in allem waren es wieder fröhliche Stunden in Neustadt. Nochmals ein herzliches Dankeschön dem Organisationsteam und auf ein frohes Wiedersehen im nächsten Jahr (am 28. September 2019 – bitte schon vormerken)!

Teilgenommen haben:

Name	Vorname	Geb.-Name	Heimatort
Banko	Erika	Türpitz	Schwirz
Bierhahn	Angela		Glausche
Buhl	Renate	Liebig	Namslau
Buhl	Günter		
Bursian	Rudi		Bankwitz
Dubiel	Ulrich		Strehlitz
Dubiel	Christa	Henschke	
Giernoth	Wolfgang		Namslau
Giesa	Hubert		Schmogr.
Heidrich	Gerda	Pratsch	Bachwitz
Hoppe	Edeltrud	Gottschalk	Schmogr.
Kind	Hildegard	Stuschek	Strehlitz
Klemt	Waltraud		Namslau
Knappe	Waltraut	Türpitz	Schwirz
Knappe	Alfred		
Kopka	Gunter		Breslau
Kopka	Sigrid	Geldner	
Krause	Lonny	Schölzel	Schmogr.
Krawatzeck	Werner		Namslau
Krawatzeck	Angelika		
Krolop	Adelheid	Hoppe	Schmogr.
Krolop	Helmut		
Litzba	Helmut		Schmogr.
Müller	Brigitta	Wilk	Namslau
Pieles	Klaus		Schmogr.
Pieles	Ursel	Saschuba	
Pleske	Rita	Mutke	
Spoida	Gudrun	Kaminski	Strehlitz
Spoida	Jürgen		
Schemmel	Horst		Sterzendorf
Schwarzenstein	Christa	Taube	Namslau
Schwarzenstein	Siegfried		
Suntheim	Hannelore	Frei	Namslau

Thomas	Walter	Schwirz
Trzeciok	Ulrich	Schmogr.
Weiß	Otto	Namslau
Zelder	Johannes	Wallend.

Das sechste Kulturfestival der deutschen Minderheit in Breslau

von Walter Thomas

Drei Jahre waren seit dem letzten Festival vergangen. Wir wollten in diesem Jahr wieder dabei sein. Also fuhren wir zu zweit am 21. September 2018 gegen 9.00 Uhr in Premnitz los. Unser Ziel war die Familie Biallas in Schwirz, wo wir gegen 16.30 Uhr eintrafen und wie stets freudig begrüßt wurden.

Am nächsten Tag fuhren wir mit Herrn Biallas nach Breslau. Wir fanden gut hin und waren schon vor der Eröffnung dort. Nachdem die Türen der Jahrhunderthalle aufgeschlossen wurden, sicherten wir uns gute Plätze. Mein Kamerad hielt die Stellung; Leo Biallas und ich schlenderten draußen herum. Plötzlich standen einige DFK-Mitglieder aus Namslau vor uns. Sie waren gerade mit dem Bus eingetroffen.

Um 12.00 Uhr wurde die Veranstaltung mit dem Singen der Nationalhymnen Polens und Deutschlands sowie der Europahymne feierlich eröffnet. Nach einigen Begrüßungsreden wurden die Grußworte der Schirmherren, Bundespräsident Frank Walter Steinmeier und Präsident der Republik Polen Andrzej Duda verlesen.

Nun begannen die Darbietungen der Schlesischen Jugend, vorwiegend aus der Wojewodschaft Oppeln. Was die Jugend da auf die Beine stellte, war einfach Klasse, man kann es schlecht beschreiben, man muss

es gesehen haben!
Was mich stark beeindruckte: Rechts und links von der Bühne waren große Bildschirme aufgebaut, auf denen die alten deutschen Liedertexte in deutsch angezeigt wurden. Die Moderatoren stimmten die Lieder an und die Teilnehmenden sangen mit, wobei ich feststellen konnte, dass von den 5000 Teilnehmenden bestimmt drei bis vier Tausend mitgesungen haben, wir natürlich auch. Es war beeindruckend. Sogar die Moderatoren staunten über diesen riesigen Chor. Nach dem gemeinsamen Gesang kam Stefanie Hertel als Stargast.
Kurz vor dem Ende machten wir uns bereits auf den Heimweg nach Schwirz, wo wir den Abend mit ausführlichem „labern“ ausklingen ließen.
Am nächsten Tag ging es wieder heim nach Premnitz, wo wir ohne Stau wohlbehalten und glücklich eintrafen.

Kurzbesuch in Glausche

von Walter Thomas

Einem Mitglied unserer Vereinigung aus Glausche hatte ich versprochen, während meines Aufenthalts in Schwirz den Evangelischen Friedhof und den Schlosspark in Glausche zu besuchen. Da meine Eindrücke von allgemeinem Interesse sein könnten, hier mein Bericht:
Im Schlosspark ist noch ein Teil des alten Baumbestandes vorhanden. Vom Schloss selbst ist nichts mehr zu sehen. Lediglich von der ehemaligen Umzäunung stehen noch fünf Pfeiler; es dürften die Toreinfahrten gewesen sein.

Der evangelische Friedhof liegt gleich neben dem katholischen Friedhof. Zur Straße hin haben beide den gleichen Betonzaun. So gut wir der katholische Friedhof gepflegt ist, so verwahrlost ist der evangelische.
Da es schon dämmerte, stolperte ich eine kurze Zeit über den Friedhof, musste dabei aufpassen, nicht in eine Gruft oder andere Löcher zu fallen. Auf zwei Grabsteinen waren noch Inschriften zu erkennen, wegen der einbrechenden Dunkelheit konnte ich sie allerdings nicht entziffern.

Deutschlandtreffen der Schlesier 2019

Das nächste Deutschlandtreffen der Schlesier findet
am 15. und 16. Juni 2019
wieder in Hannover statt. Bitte merken Sie sich den Termin schon vor!

Katholische Pfarreien und Geistliche im Kreis Namslau

(Auszug aus dem Handbuch des Erzbistums Breslau für das Jahr 1939)

Vorbemerkung
Unser Landsmann Martin Wiesner aus Berlin hat uns den nachstehenden Auszug aus dem Handbuch zur Verfügung gestellt. Sicher werden viele von Ihnen sich noch an die Namen erinnern und deshalb geben wir Ihnen die Datensammlung gern zur Kenntnis:

Geistliche mit
Datum der Geburt, Priesterweihe und Anstellung:

Bankwitz (2216 Seelen)
Losse, Julius; Pfarrer, poln. spr.
26.10.1870 – 21.06.1897 – 13.09.1900
Eckersdorf (1450 Seelen)
Kukoska, Wilhelm; Pfarrer, pol. spr.
16.06.1881 – 23.06.1906 – 06.06.1920
Glausche (570 Seelen)
Barabasch, Ernst; Pfarrer, poln. spr.
30.06.1900 – 20.01.1927 – 14.06.1934
Kaulwitz (1090 Seelen)
Jendritzko, Anton; Pfarrer, poln. spr.
15.08.1906 – 02.02.1930 – 11.11.1937
Lorzendorf (670 Seelen)
Schindler, Heinrich; Pfarrer
07.07.1881 – 23.06.1906 – 25.09.1923
Michelsdorf (305 Seelen)
Kubis, Roman; Pfarrer, poln. spr.
10.08.1877 – 22.06.1901 – 10.09.1904
Namslau (3476 Seelen)
Stoslek, Robert; Geistlicher Rat, Pfarrer, poln. spr.
04.05.1872 – 21.06.1899 – 15.08.1921
Rimpler, Joseph; Kaplan, poln. spr.
21.10.1904 – 31.01.1932 – 29.09.1937
Schmograu (476 Seelen)
Schütte, Joseph; Pfarrer, poln. spr.
30.08.1887 – 20.06.1910
Steinersdorf (1216 Seelen)
Szczasny, Paul; Pfarrer, poln. spr.
26.03.1886 – 18.06.1914 – 20.04.1928
Strehlitz (1129 Seelen)
Gebauer, Theodor; Pfarrer, poln. spr.
10.08.1872 – 23.06.1896 – 15.04.1901
Wallendorf (2156 Seelen)
Jenderko, August; Pfarrer, poln. spr.
22.071896 – 15.02.1925 – 01.02.1934
Carlsruhe (1421 Seelen)
Rupprich, Helmut; Pfarrer, poln. spr.
07.02.1906 – 01.02.1931 – 24.05.1938
Anmerkung: poln. spr. = auch polnischsprachig

Zum Schluss etwas zum Schmunzeln:

Was ist die Liebe?

(Verfasser unbekannt)

Der Herr Professor Friedrich Schicht
gibt geografischen Unterricht.
Er gibt ihn mit Ernst und großem Genie,
verbunden mit pädagogischer Müh‘.
Von Ostpreußen sprechen sie, seinen Seen und Flüssen,
das muss ein gebildeter Mensch eben wissen.

Plötzlich wendet sich Professor Schicht
an seinen besten Schüler und spricht:
„Sagen Sie, lieber Wiebe,
sagen Sie, was ist die Liebe?“
Wiebe wird rot, erhebt sich und spricht:
„Liebe, Herr Professor, das weiß ich nicht.“
„Was, Sie wissen das noch nicht?“
Ernsthaft blickt Professor Schicht.
„Nächster, Hermann, sagen Sie’s!
Eine leichte Frage ist doch dies!“
Dieser Nächste war klug,
wusste von der Liebe genug.

Zitiert darum, überzeugend und fein:
„Die Liebe teilt sich dreifach ein –
Liebe zum Weib, zum Kind, zum …“
„Schluss“, der Lehrer unterbricht,
„Nächster! Wissen Sie es nicht?“

Der Nächste – Hans Albrecht – war ein Schwärmer
und sein Herz schlug gerade wärmer.
Er dacht‘ an die Lisbeth vom Internat,

die sah er noch gestern, am Abend spat.
Als der Lehrer ihn jetzt fragt,
träumend, versonnen er gleich sagt:

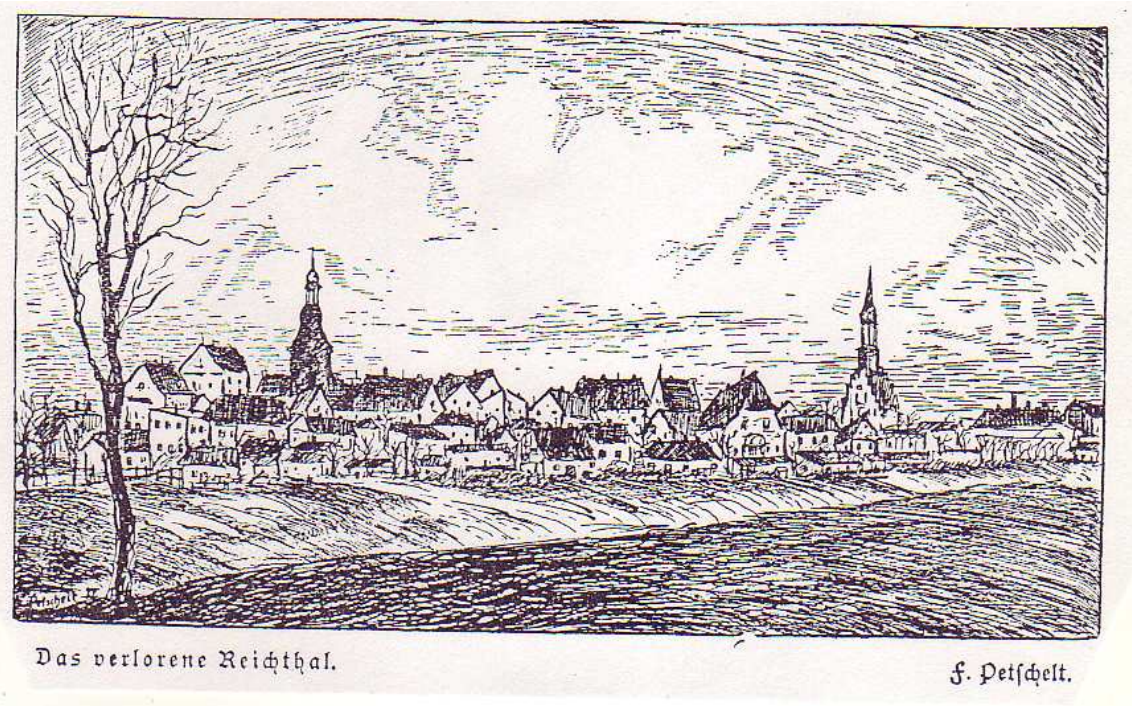
„Die Liebe ist des Jünglings Sehnen,
sie zieht sein Herz zur Jungfrau hin,
und wenn die Jungfrau unter Tränen,
zu ihm hinwendet ihren Sinn,
und sieht sein Bild so klar und rein.
Ja – das ist die Liebe ganz allein!“ –

„Sie sind ein Esel, Menschenskind!
Und dieser Ausdruck ist gelind“,
entfährt es dem Professor drauf.
Fast geb‘ ich meine Fragen auf!
Was ist die Liebe? Reichel schnell!
Ich will es hören, auf der Stell!“

Doch unser Reichelt ist kein Held,
dankt grad an Vaters Hof und Feld,
weiß von der Liebe nicht die Spur,
drum klingt die Antwort schüchtern nur:
„Die Liebe, Herr Professor ist,
wenn mich meine Mutter küsst!“

„Jetzt wird’s mir aber doch zu toll!
Was nur der ganze Unsinn soll!
Gefragt sind nicht Kenntnisse in Biologie,
sondern Ihr Wissen um Geografie!“
Die Liebe ist – und jetzt ist Schluss –
Von der Weichsel ein rechter Nebenfluss!“

aus: Schlesische Nachrichten Nr. 9/2018



Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Auflage: 580

Redaktionsschluß: 20. November 2018

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schriftführer W. Giernoth)

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Hinweis:
Die „Namslauer Heimatfreunde e.V." verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke" der Abgabenordnung. Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 22. Mai 2017 für den letzten Veranlagungszeitraum 2014 bis 2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.
Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege".